

und Unwert allen Inventars entscheidet und aus dem Bedeutenden das noch Bedeutendere wächst.

Was kennen meine Leser von Stockmann? Vielleicht den „Weltüberblick“, ein geradezu genialisches Konterfei aus seinen zwanziger Jahren. Oder den „Landammann Adalbert Wirz“, mit dem er Ende der Dreißiger ein Repräsentationsbild feinster und vornehmster Art schuf. Wohl auch den „Altenhofer“ von 1908, dessen frecher Schmied den meisten Beschauern zu stark auf die Nerven ging, dennoch mit technischem Prokentum nichts zu tun hat; vielleicht weniger den Altenhofer, den wir alle kennen und den Meister Würtenberger so ehrlich wiedergab, als den Altenhofer, wie ihn Stockmanns Sinne sich zurechtlegten, einen feuersprühenden, ins Heroische und beinahe Abenteuerliche wachsenden Greis, ein wahres Gefunkel von Ideen und Energien und losbrechenden Genietaten. Daneben sah man in Zürich öfter das Porträt Xaver Imfelds, ein kluges, zurückhaltendes Stück. Denn wo Stockmann sonst im Gegenstand einen Ansatz von Größe zu entdecken meint, übte er gern eine gewisse übertriebende, heroisierende, aber das Persönliche doch nicht vernichtende Kraft, die gewiß der Kritik, aber auch der Bewunderung reichliche Nahrung bietet. Ich wiederhole: Altenhofer! Das Monumentale und Überzeugende solcher Stücke bürgt für ihre Zukunft. Indessen das meines Erachtens beste aller mir bekannten Bildnisse gehört doch nicht in diese Reihe, sondern ragt durch eine wunder-

volle fühlbare Sachlichkeit über alle hinaus, das Josef Magg-Porträt *).

Sehr bekannt ist im entwickein Bruderklausen-Jahr das Kopfbild des verzückten und wahrhaft entzückenden Eremiten geworden. Doch alle diese und etliche andere Schöpfungen, wie ungenügend reichen sie zur Beurteilung von Stockmanns Wesen aus, gar wenn ich bedenke, welche Bilderfülle uns von seinen Alterskollegen, ja, von den meisten viel jüngern Malern bereits zur Charakteristik ins Breite und Tiefe vorliegt.

Als Gegenstück zum Bruderklaus bringt heute die „Schweiz“ eine Skizze für das Fresko der Ranftuision an der Sachsler Kirche. Muß ich auch gestehen, daß die Wiedergabe den Duft und die süße Zartheit des von Herzog Georg zu Sachsen erworbenen Originalblattes nicht völlig aufbringt (besonders nicht in den Mundpartien, den leisen Schattierungen der Wangen und in der weichen Melodie der Augenlider), es wird doch auch so niemand sich dem Zauber entziehen können, den Einfalt, Reinheit und Milde mit so wenig Stift und Strich hier ausüben. Ein solches Bild weckt vielmehr die Lust, noch mehr von dieser und anderer Stockmannsart zu sehen und zu genießen. Und so möge denn der fünfzigjährige allzu stille Maler das schöne, ihn und uns ehrende Wort nicht vergeblich an seiner verriegelten Bude auf der Klosterwiese zu Sarnen stehen und pochen lassen: Mehr, Anton Stockmann, mehr!

Heinrich Federer, Zürich.

*) Das Landammann Ming-Bildnis konnte Referent bisher nicht genügend betrachten.

Zweiter Brief aus Welschland *).

Mit zwei Kunstbeilagen und fünf Reproduktionen im Text.

In Zürichs einstigem Künstlerhaus bei der Börse war einmal ein Gemälde zu sehen, das viele erregte: nichts als ein breiter Haufen hellgelb broschiertes Bücher, die im Sonnenschein lagen und sich und uns erwärmtten. Von wem die Bücher waren, wer weiß es! Aber der sie in sein Auge gefaßt und in unser Gedächtnis gebrannt hat, war der herrliche sonnliebige van Gogh.

Solch ein Haufen gelber (und einige grüne) Bücher liegt vor mir. Ihre Hülle

ist etwas zu blaß oder zu grün, als daß sich daran Feuer entfachen ließe. Ich beschreibe mich also, ganz gemach ihr Inneres enthüllend einige stille Lichter aufzusticken: Einblicke in den gegenwärtigen Stand der Geister unter den Schriftgelehrten der Westschweiz.

Zu Beginn des Weltkriegs fuhr eine einzige Woge über unser Welschland hin. Alles schien sie zu verebnen. Jetzt verlaufen sich ihre Wasser nach und nach. Schon

*) Erster Brief o. S. 33 ff.

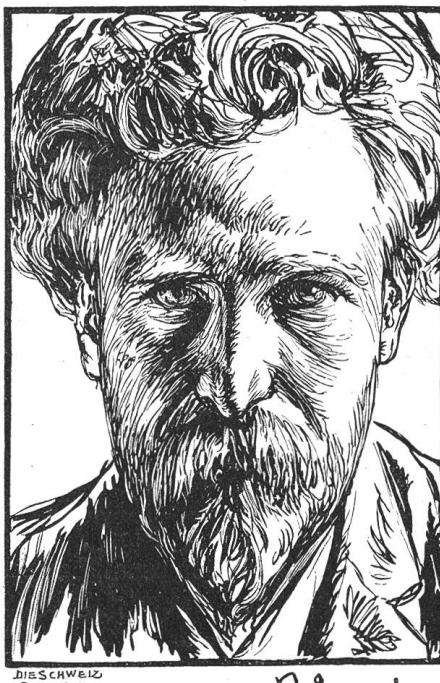
zeigt sich hier und dort ein Fels, ein Wipfel, der wieder sein eigener Luginsland sein will.

Die meisten der mir vorliegenden Bücher entstammen dem Strudel der ersten Kriegsjahre. Nicht daß der Krieg geistig unsere westlichen Landsleute eigentlich überrascht hätte. Sie waren darauf vorbereitet. Es war eine Gruppe zunächst verspotteter, mählich aber überall eindringender Autoren da, die unter dem nie erlahmenden Antrieb des geist- und künstlerischen Polonodalmatikers Alexander Cingria von allen Seiten her das Gebäude der Gewohnheit erschütterten. Cingria, der ja freilich auch Schweizerbürger ist, hat ganz eigene Ideale, deren bedeutendste Eigenheit darin besteht, unser Land einer namenlosen Versehung zuzuführen. In seinen Augen bauscht sich die Überlegenheit alles Lateinischen dem Germanischen gegenüber ins Riesenhafte auf. Seinen Nerven ist das Vorhandensein einer Glaubensmehrheit nach Zwingli und Calvin ein Widerwart. Rohheit und Formalismus sind nach seinen Entscheiden die Seelen dieser seiner Widerparte. Für das Romantum ist Absonderung von uns das Heil, für die Herzen ist die Erneuerung eines schönen Kults die Rettung. Das Hauptbestreben aber ist, die wundersame Weise zu entdecken, wie der Religion Sinnlichkeit, der Sinnlichkeit Religion einzuflößen sei und ob sich dieser Zweck im Bunde mit der Kunst erreichen lasse. Sicher ist, daß Cingria sein ganzes Dasein in den Dienst und Genuß seines Gedankens stellt. Mit einigen Jüngern gründete er zuerst das „lateinische Segel“, la Voile latine, in Genf. Das Fahrzeug ging unter, weil die Glieder seiner Bemannung alle kommandieren wollten. Die gemäßigten Elemente

fanden sich für einige Zeit in den „Feuillets“ zusammen, die de Traz leitete, bis sie vor lauter Mähigung verwelkten, die Feuillets nämlich, nicht die Mitarbeiter, unter denen de Traz gerade damals sein treffliches Werk herausgab, „L'Homme dans le Rang“ (*): ein frisches, fluges, gesundes Erzeugnis und ein wahres Gleichnis aller seiner lautern Zwecke. Die andern gingen hin und schufen die Zeitschrift „Les Cahiers vaudois“, die noch heute herauskommen. Die Lösungsworte der „Voile latine“: Regionalismus, Lantinität, Mystizismus, Herrlichkeit des Ausgewählten, schallen einem da wie mit dem Megaphon verstärkt entgegen. Der Lärm verdeckt schier die Wahrheit, daß sie mehrere treffliche Künstler und Schriftsteller unter die Ihrigen zählen. Unter den Künstlern ragen hervor Auberjonois, Bischoff, Godet, de Meuron, unter den Schriftstellern Budry und Ramuz. Es ist gewiß, daß diese, soweit sie wahrhaft schweizerischer Herkunft sind, nicht sämtliche Dogmen Cingrias nachbeten. Immerhin, alle haben und brauchen sie Sitz und Stimme im Konzil der Hirten unserer welschen Völker ...

Am meisten hat und gibt C. F. Ramuz zu tun. Er ist sehr fruchtbar. Er schien bestimmt, das welsche Dasein mit Mark und Klarheit, einem Luther gleich, zu packen und zu kneten. Auch fing er sein Werk so an. Unter den Einflüssen aber, denen er sich preisgegeben, zieht er sich aus dem offenen Dom der Welt mehr und mehr in den Dämmer der Krypten und Kapellen zurück. Nicht das tatkräftige, sondern das esstatisch-hektische Menschentum hat sein Auge. Ein heller Punkt in der Verödung: nicht wie es Cingrias

*) Es ist von Dr. Max Fehr verdeutscht worden.



P. E. Vibert, Genf. Selbstbildnis, Holzschnitt.



P. E. Vibert, Genf.

Bildnisstudie. Steindruck.

Art ist, eine Mystik der Pracht für die vorbestimmten Herrenmenschen ist es, die er schaut, sondern die Hingabe an französisch-selige Armut in der Seele und im Beutel. Seine Lebensbilder, die ehedem von Wirklichkeit eigentlich strozten und die auch heute noch bis gegen die Mitte hin von Wahrheit prangen, gehen, dem Ende zu, jetzt eins nach dem andern in Symbolen unter. Wie herrlich ist das Landsgemeindelied der Appenzeller: „Alles Leben strömt aus dir...“ Es ist, als ob das Füllhorn der Gnade aus gütigen, ob auch fernen Händen durch das lichte Himmelszelt ausgeschüttet würde! Ramuz sieht die Dinge umgekehrt: die Fülle der Herrlichkeiten schrumpft durch seine Erzählung hin beständig ein, und zuletzt sehen wir uns einer leeren Wundergestalt, einem unbedeutenden, jedoch heilig gesprochenen Mädchen gegenüber, dessen Persönlichkeit die von Ramuz behauptete höhere Macht zum Unbegreiflichen, zur Erlösung mangelt, an dessen Verwachsenheit mit himmlischen Gewalten wir aber bei Strafe der Verächtlichkeit glauben sollen. Wir halten diesen Zwang für unwürdig. Es ergeht

wohl Ramuz wie einst einem Huysmans, einem Tolstoi. Genug, die Geheimnisschilderei verschlingt Ramuz und seine Kunst, die eine starke Hoffnung für unser Welschland war. So, genau so steht es mit dem Ramuz des „Règne de l'Esprit malin“, des „Reichs des Bösen“, das die „Cahiers vaudois“ 1917 herausgegeben haben; so auch mit der „Guérison des Maladies“, „Der Krankheiten Heilung“, das mit wenig andern Bildern dieselben Pfade begeht. Der Zeitroman verliert sich in der Heiligenlegende wie die Kinder von Hameln in dem verwunschenen Berg, und der Pfeifer ist ein Fremder, der die Einheimischen berückt. Nun, diese Einheimischen verdienen die tödliche Beschwörung. Doch das Unheil friszt um sich, und die Stunde kommt, muß kommen, wo sich die deutsche Schweiz mit dieser Gefahr ernsthaft auseinandersetzen muß.

Dieser Bedenken ungeachtet enthalten die „Cahiers vaudois“ mannigfache Anregungen. So die Streitschrift von Roorda „Le Pédagogue n'aime pas les enfants“; „Fragmente“ von Maurice Baud; Betrachtungen von Ramuz über Cézanne und von Auberjonois über die Malerei an einer Zirkusbude ...

Trotz alledem ist kein Anlaß da, den Mut zu verlieren. Schon die Mäzlosigkeit der Anbetung alles Nichtheimischen, wenn es nur vom nächsten Süden oder Westen kommt, wird notwendig einer Gegenströmung rufen. Jene Elemente der einstigen „Voile latine“, die wohl wußten und wissen, welche Freiheit jedermann in unserem Gebiet gegeben ist, die aber auf den guten schweizerischen Ueberlieferungen beharren wollen, werden sich hörbarer regen. Ihnen wollen wir uns in einem neuen Brief zuwenden. Interessant wäre es aber auch, einmal das Verhalten der deutschschweizerischen Männer der Feder in Sachen des eidgenössischen Staats- und schweizerischen Volksgedankens dem der welschen gegenüberzustellen.

Der verstorbene Leiter der „Gazette de Lausanne“, Oberst und Nationalrat Secretan*), war ein Geist, in dessen Brust sich Latinität und Schweizertum heftige Schlachten lieferten. Man hat eine freilich seine offenbarsten Irrtümer und Prophezeiungsfehler sorglich ausscheidende Ausgabe vieler seiner gesprochenen und geschriebenen Aeußerungen zum Weltkrieg und zur Schweizerpolitik veranstaltet und bei Payot herausgegeben. Das Buch, dessen genauere Beurteilung sich uns entzieht, ist anregend und nachdenklich zu lesen. Als Denkmal des geistig-politischen Ringens unserer Tage wird es seinen Wert behalten, wenn es mit Vorsicht und Nachsicht zur Hand genommen wird ...

* * *

Ist schon Secretan da eingestellt, wo lateinische Verwandtschaft und angestammtes Schweizertum sich zuletzt leidlich verständigten, so finden wir den Genfer Schriftsteller Rheinwald, mag er noch so frankophil sein, politischen Dingen ab- und seinen inneren Problemen zugewandt. Dies sein Gleichgewicht ergibt sich, von einigen vulkanischen Minaturausbrüchen mit Gift und Galle abgesehen, aus seinem sonderbaren und im Grunde traurlichen Buche: „La lumière sur les Terrasses“ (Genf, Atar). Der Titel ist selbst für welsche Leser unklar und kaum zu übersetzen. Rheinwald sieht Genf, Stadt und Land, in Stufen der Entwicklung geordnet, und auf sie fällt sowohl das helle Licht des Himmels wie das trübere seiner Erklärung und Erfahrung. Es ist Mode und gehört in gewissen Kreisen zum guten Ton, über den Calvinismus herzufallen und ihm alles Böse, jedes Ungenügen, die Enge der Wirklichkeit in die Schuhe zu schieben. Warum vertauschen diese Ankläger denn Genf nicht mit Annemasse, Chambéry oder Besançon, möchte man nachgerade fragen. Calvin wird zum Sündenbock für alles und jedes. Nun ist es nicht mei-

nes Amtes, Calvin zu verteidigen, dessen mit wenigen Einschränkungen Ehrfurcht gebietende Erscheinung sich schon selbst halten wird. Widerlich aber ist die feile bequeme Art, eine bedeutende Natur der Vergangenheit für Unzulänglichkeiten der Gegenwart verantwortlich zu machen. Es ist eine der Sünden Nießsches, diese Taktik verallgemeinert und in den Tagesgebrauch überführt zu haben. Sie ist so jeder Fähigkeit zur Achtung anderer bar und verführt dazu, sich für unfehlbar zu halten. Die anmaßende Mode, solche Sündenböcke zu markieren, macht den, der ihr aktiv verfällt, bald widerlich, bald drollig. Mit der letztern Art berührt sich Rheinwald, der des langen und breiten Schwächenregister des Genfer Calvinismus ausheft. Vielleicht hat er recht, wahrscheinlich unrecht. Aber wer nötigt ihn, zu glauben, was andere ihm vorsagten? Ist er nicht frei, zu wählen? Darf er sich die Welt nicht nach seinem Bilde malen? Nichts unausstehlicher als dieser Ton greiser Griesgrame, wo doch das Herz in allem andern jung und jugendlich ist. Es ist zu wünschen, Rheinwald möge den Winter seines Mizvergnügens aus



p. E. Vibert, Genf.

Junge Frau. Farbige Kohlenzeichnung (1917).

* Vgl. „Die Schweiz“ XXI 1917, 686.

seiner Erinnerung und seinem Buch ausscheiden: dann bleibt ein wahrhaft liebenswerter, vergnügter, zarter, seliger Geist zurück, der beschwingt, was er anruhrt, und den Stein zur Saite macht. Die Steine aber, die er zum Singen bringt, sind nun eben die Plätze, Halden, aussichtsreichen Terrassen und Hügeltuppen in und um Genf, und er liebkost sie wie Wesen voller Lieblichkeit mit Mund und Gliedern. Dabei framt er Erinnerungen, Bekenntnisse, Geschichten aus, daß es von Zeugnissen einer redlichen, innigen, kindlichen Neigung schwillet und daß die Ranten dieses Lebensbaumes jene abgestorbenen Zweige ganz verdecken. Und es zeigt sich, daß es in dieser Festung und Kasematte des Calvinismus sich ganz niedlich leben läßt. In den heitersten Partien des zu amputierenden Buches ist Rheinwald dem launigen Philippe Monnier gewachsen und scheint zu seiner Nachfolge berufen, der doch alles in allem der wahre genius loci war und dessen „Calvinismus“ dereinst einen J. B. Widmann bezauberte.

* * *

Nun stehen wir wieder auf einem heitern Plan, haben „La lumière sur les Terrasses“ und halten Ausguß nach frohen Frühlingsdingen.

In einem gewissen Sinne, als einen Ort, wo notwendig Schönheit und schöner Schein sich zusammenfinden wird, will ich hier ein neues Haus der Kunst einführen, dem die welsche Schweiz, ja bis heute die Schweiz überhaupt an Gründungen privaten Ursprungs kaum etwas Ebenbürtiges gegenüberzustellen haben. Es ist die neue Galerie Moos an der Rue du Marché, im Herzen also der Stadt Genf. Neuerlich unauffällig, ist das Haus im Innern erstaunlich ausgedehnt. Und schon sind die kaum abzusehenden Längssäle, die hübschen Seitenkabinette einigen trefflichen Ausstellungen offen gewesen. Im Januar war es die ganze Schweiz, die einzog — was in unserm Westen nur zu selten vorkommt und keineswegs dem Eifer entspricht, womit die Ostschweiz welsche Kunst und Künstler willkommen heißt: also ein Verdienst der Galerie schon im voraus. Im März waren ein Genfer, François, ein Belgier, Apol, und berühmte Franzosen zu sehen, der April

gehört den Diesturen Giov. Giacometti und Otto Bautier. Im Mai endlich wird die nächst der Zürcher vom Sommer 1917 größte Hodlerausstellung hier stattfinden, die bisher denkbar war. Hievon zu seiner Zeit. Fabelhafte Überraschungen werden hier allgemeiner Entdeckung entgegengehen. Hodler, der triumphierende Landschafter namentlich, wird in nie geahntem Maß sich offenbaren.

Der Krieg hat es mit sich gebracht, daß nebst manchen, wenn nicht allzu vielen Fremdlingen auch einige Schweizer aus der Ferne eingefehrt sind, die, liebenswerte Gäste, uns bereichern, statt uns zu belasten, zu verachten und gefährden ... Von ihnen will ich einen herausstellen, der der deutschen Schweiz zu wenig bekannt ist. Ich spreche von dem Graphiker Pierre Eugène Vibert *), dem Bruder des trefflichen Bildhauers James Vibert in Genf. P. E. Vibert war ganz mit Paris (Crès) und parifischer Buchkunst und Kunstdruckbewegung verwachsen. Im Wesen aber ist er ein zart und scheu, lieblich und frei empfindender, den Staub, Dunst und Haß der Städte fliehender, den Atem der Natur trinkender stiller Künstler geblieben. So hat sein Werk den Doppelzug der Abwehr, des Entsezens, des Mitleids gegenüber dem wirren, rohen, nackten Ringen in den Mauern — hier steht er Steinlen usw. nahe — und der beglückten Anschauung eines beschaulichen Daseins unter den Seinen, am Waldrand, in tiefer, ruhevoller, fruchtbarer Einsamkeit. Man spürt den Bildnissen an, die er gezeichnet hat, daß sie von einem Manne stammen, den der Wettstreit mit seiner Bitternis und Rohheit schmerzt und der seine Dichter und Künstler, indem er sie uns vermittelt, mit schonendem Anteil behandelt; zwar der Riß ist energisch, aber weiche Schatten mildern die Härten, die das Schicksal selbst (und gerade) den Lieblingen der Muse aufdrückt. Die Gabe der Mitempfindung macht Vibert erfinderisch, von Haupt zu Haupt — und er hat fast alle, die er wiedergab, auch wohl gekannt und erfüllt — läßt sich beobachten, wie er der Eigenart der Urbilder mit in großem festem Rahmen ewig wechselnder Beobachtung nachgeht, bis ihm

*) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 423.



Pierre Eugène Vibert, Genf.

das Urrätsel der Persönlichkeit des Poet-Propheten, Spittelers, entgegentritt (§. Kunstbeilage). Meinen Sinn berührt es aber inniger, wenn er dem großgesinnten Idylliker in seinem Busen den Vortritt gewährt, sei es, daß er eine sinnende junge Frau darstellt, deren Haupt ein Flor von Weh umhüllt (§. S. 275), sei es, daß er in weite Tiefen Landes vorschaut und die Melodie der Linien, der Ströme, der Baumflüchten, der Wolkenreihen, der Horizonte sehn suchtvoll erflingen läßt. Fast immer wirkt Viberts Kunst im Idyllischen elegisch. Nur wenn seines Lieblingsdichters Verhaeren Laute tönt, wie der Wachtel Schlag im Hage, wird er freudiger, fernig formvoller, bukolisch (vgl. Kunstbeilage). Viberts Art überträgt in wahrhaftestem Wesen und Willen die Empfindungskunst des achtzehnten Jahrhunderts, mit sozialer Tragik da beschwert, dort ihr zu entrinnen suchend, in unsere Fühlweise. Mir scheint

Vorstadtszene (Gentilly-Paris). Kohlenzeichnung.

er treuer als viele die leidende, im zurückgezogenen Leben Heil und Segen erhoffende Stimme der Zeit zu sein. Vibert ist aber auch ein fest zugreifender Gestalter, da wo der Wettbewerb am stärksten ist: er hat hohe Verdienste um die Erneuerung der guten Buchform, an der trefflichen Ausgabe der „Maîtres du Livre“ ist er als Gründer beteiligt, und wir hoffen, es möge ihm beschieden sein, auch in das schweizerische Buchwesen ordnend einzugreifen. Über das Sanctuarium seiner Kunst und Seele liegt doch wohl in den Blättern geborgen, die er gestochen und deren Folge manche Fiber im Beschauer süß und bitter, nach Menschenart, anröhrt. Solche Naturen sind es, die unserm Alleinsein Halt und Hoffnung und Ausblick gewähren und eröffnen. Solche Gäste wollen wir mit Herz und Hand empfangen, selbst wenn sie nur unseres Schlages, wenn sie nur Schweizer sind.

Dr. Johannes Widmer, Genf.

Dramatische Rundschau I.

Das Zürcher Stadttheater brachte nach kurzem Vorgeplänkel, wobei allerlei bunte und

unschuldige Leuchtburgeln aufstiegen und, ohne eine Spur zu hinterlassen, verpufften, als erste